

Unkraut und Weizen in der Jahresbilanz

Predigt zu Matthäus 13, 24-30

Wir sind am Ende des Jahres angekommen. Wir schauen zurück und erkennen: Ein ungewöhnliches, ein besonders anstrengendes Jahr liegt hinter uns. Immer wieder galt es der Gefahr der Pandemie zu entgehen, die ihr Unwesen treibt. Mal milder, dann wieder heftiger. Wir haben uns angepasst, achten auf Abstände, tragen Masken, waschen uns die Hände, bleiben Zuhause wenn wir erkältet sind, testen uns und lassen uns im besten Fall impfen und boostern. Denn mit der Gefahr wuchs auch die gesellschaftliche Widerstandskraft. Impfstoffe wurden in atemberaubender Zeit von Wissenschaftlern entwickelt, von Prüfern getestet und in Zusammenarbeit mit der Industrie in Massen produziert. Menschen halfen und helfen anderen, die krank geworden sind. Arbeitgeber nehmen Rücksicht auf ihre Arbeitnehmer und erhalten Hilfe vom Staat. Auch unsere privaten Beziehungen haben sich verändert. Wir treffen uns weniger und halten doch den Kontakt. Man trifft sich nicht mehr drinnen und hängt gemeinsam ab, sondern geht mit wenigen Freundinnen, mit wenigen Freunden draußen spazieren. Familien mit Kindern mussten ihre Betreuung neu regeln und häufig jede Woche wieder neu. Vieles ist in diesem Jahr gewachsen! Nur Gutes? Nein, sicher nicht. Gewalt in Familien hat zugenommen. Beziehungen sind zerbrochen. Menschen sind vereinsamt, mehr Menschen leiden an Depressionen. Manche radikalieren sich und verbünden sich nur noch mit Gleichgesinnten. Verschwörungstheorien verbreiten sich mit derselben Geschwindigkeit wie das Virus. Manchmal wundern wir uns über die Ansichten unserer nächsten Angehörigen und manchmal über

die eigenen. Dahinter liegt eine immerwährende Frage. Nämlich die, wie wir mit dem Bösen, mit dem wir konfrontiert sind, umgehen sollen? Wie gerne würden wir es bei der Wurzel packen, bevor es Unheil stiftet. Diese Erwartung richten wir häufig an andere, manchmal aber auch an uns selbst und doch merken wir, dass sie uns überfordert. Hört dazu das Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen. Es steht im Matthäusevangelium im 13. Kapitel:

Jesus erzählte der Volksmenge ein weiteres Gleichnis: »Mit dem Himmelreich ist es wie bei einem Bauern, der auf seinen Acker guten Samen aussäte. Als alle schliefen, kam sein Feind. Er säte Unkraut zwischen den Weizen und verschwand wieder. Der Weizen wuchs hoch und setzte Ähren an. Da war auch das Unkraut zwischen dem Weizen zu erkennen. Die Feldarbeiter gingen zum Bauern und fragten ihn: ›Herr, hast du nicht guten Samen auf deinen Acker gesät? Woher kommt dann das Unkraut auf dem Feld?‹ Er antwortete: ›Das hat mein Feind getan.‹ Die Arbeiter sagten zu ihm: ›Willst du, dass wir auf das Feld gehen und das Unkraut ausreißen?‹ Aber er antwortete: ›Tut das nicht, sonst reißt ihr zusammen mit dem Unkraut auch den Weizen aus! Lasst beides bis zur Ernte wachsen. Dann werde ich den Erntearbeitern sagen: Sammelt zuerst das Unkraut ein! Bindet es zu Bündeln zusammen, damit es verbrannt werden kann. Aber den Weizen bringt in meine Scheune.«

Die Feldarbeiter haben geschlafen, als der Feind seine schlechte Saat auswarf. Nun wollen sie ihren Job besonders gut machen und das Unkraut ausjäten. Doch der Bauer lehnt ab. „Lasst beides miteinander wachsen bis zur Ernte“ befiehlt er stattdessen. Aber

erdrückt das Böse dann nicht das Gute und macht es ungenießbar? Die Gefahr ist auch in dem Gleichnis real.

Ein Hinweis darauf gibt das gewählte Wort für Unkraut: Taumelloch heißt es da im Original. Taumelloch ist ein Gras, das in der Antike weit verbreitet war und unter Getreide wächst. Weil es zu Beginn des Wachstums dem Weizen zum Verwechseln ähnlich sieht, nennt man es auch Scheinweizen. Erst wenn der Fruchtansatz sichtbar wird, lässt sich ein Unterschied erkennen. In diesem Stadium ist die Pflanze in unserer Geschichte, als die Feldarbeiter sie entdecken. Taumelloch ist giftig, und wer Brot isst, dem gemahlener Taumelloch beigemischt ist, hat mit Erbrechen und Schwindel zu kämpfen. Lolch macht „Taumeln“, daher der Name. Vor allem aber kann der Lolch den Weizen verderben. Es ist also kein harmloses Unkraut und es schiene dem gesunden Menschenverstand eindeutig ratsam, ihn auszujäten.

Doch der Bauer lehnt ab und nennt Gründe hierfür. Bei genauer Betrachtung drei Stück: einmal, dass mit dem Unkraut auch der Weizen Schaden nehmen würde. Tatsächlich sind die Wurzeln des Taumellochs häufig mit denen des Weizens miteinander verstrickt. Zum zweiten sei der Zeitpunkt der Trennung noch nicht gekommen: erst bei der Ernte soll das erfolgen und zum dritten will der Bauer andere Arbeiter damit beauftragen: Diese Aufgabe fällt nicht in den Zuständigkeitsbereich der Feld- sondern der Erntearbeiter.

Was sagt uns das Gleichnis heute für den Umgang mit dem Bösen, mit dem wir konfrontiert sind? Zentral ist die Botschaft der Zuversicht. Der Bauer steht für Gott, dessen Anwesenheit

nicht durch das Böse verdrängt wird. Wir sollen darauf vertrauen, dass die Verheißungen von Friede und Gerechtigkeit wahr wird, komme was wolle. Dass es nicht unsere Aufgabe ist, das Böse aus der Welt zu schaffen, sondern ihm zu widerstehen. Das Kind in der Krippe wächst heran und am Ende markiert die Auferstehung Christi den Sieg Gottes über das Böse. Wo wir in die Geschichte Jesu eintauchen, da werden wir hineingenommen in die Bewegung Gottes an seinem Reich zu bauen. Es ist nun nicht so, dass unsere Rolle passiv wäre. Wir sollen nicht vor der Zeit richten. Dass sich dereinst das Unkraut vom Weizen trennen lässt, aber eben nicht schon jetzt und nicht durch uns. Wo wir denken, dass wir um die Ursache allen Übels wissen, gilt es anzuhalten. Andere mithinzuziehen. Im Gleichnis werden sie Erntearbeiter genannt. Ich stelle mir unabhängige Richter vor, die nach dem schauen, was wirklich dem Frieden und der Gerechtigkeit dient. Der Evangelist denkt bei den Erntearbeitern an Engel Gottes. Für den weltlichen Feldarbeiter hingegen gilt es: Demut walten zu lassen, neue Weite zu gewinnen. Ganz arbeitslos sind sie in Bezug auf das Böse in dem Gleichnis auch nicht. Denn ihr Verschlafen dessen, was das Schlechte ausgesät wurde hatte ja auch mit zu dem Übel geführt. Insofern kommt es darauf an, die Füße stillzuhalten, wachsam zu sein und dadurch Schaden abzuwenden.

In Bezug auf unser eigenes Leben hilft dabei manchmal der Perspektivwechsel: mit einem Blick vom Lebensende, dem Zeitpunkt der Ernte zurück auf das Leben. Es dient dazu die Klarheit zu fördern, was im Leben wirklich sinnvoll und wertvoll ist. Im Eigenen Leben und in der Gesellschaft.

Was ein gutes Leben ausmacht, ist im Detail sicherlich für jeden anders. Jedoch finden sich in Aussagen von Menschen am Lebensende Hinweise darauf, was für ein gutes Leben ausschlaggebend ist. Die australische Palliativpflegerin Bronnie Ware hat in ihrem Buch *5 Dinge, die Sterbende am meisten bereuen* zentrale Aussagen zusammengetragen. Die Aussagen von Sterbenden darüber, was sie im Leben anders machen würden, wenn sie im Leben noch einmal die Chance dazu hätten, berühren und ertappen einen dabei, manchmal dagegen verstoßen zu haben. Die Sterbenden sagten: Ich wünschte, ich hätte den Mut gehabt, mir selbst treu zu bleiben, statt so zu leben, wie andere es von mir erwarteten. Ich wünschte, ich hätte nicht so viel gearbeitet. Ich wünschte, ich hätte den Mut gehabt, meinen Gefühlen Ausdruck zu verleihen. Ich wünschte, ich hätte den Kontakt zu meinen Freunden gehalten. Ich wünschte, ich hätte mir mehr Freude gegönnt.

Möge weiterhin guter Weizen in unserem Leben wachsen und wir den Mut haben uns darauf zu konzentrieren, so dass wir das Gute in unserem Leben genießen und fördern.

Richard Landsberg